

btb

Buch

Als Sohn eines Gutsbesitzers geboren und verheiratet mit der Tochter eines reichen Reishändlers, verspielt Fugui schon früh Hof und Äcker in den Spielhöhlen der nahegelegenen Stadt. Er wird zum Tagelöhner. Offiziere greifen ihn auf und schicken ihn in den Kampf gegen die Rote Armee, deren Kriegsgefangener er wird. Wieder in Freiheit, kehrt er zu seinem Beruf zurück; durch die Bodenreform kommt er sogar zu etwas Land – aber das nehmen ihm die Volkskommunen wieder. Nachdem ihm Schicksalsschläge fast die ganze Familie geraubt haben, sieht ihn das Alter auf dem nun wieder privatisierten Acker: ein Ochse ist alles, was ihm geblieben ist.

Die Menschen und die wechselvolle Geschichte Chinas sind der eigentliche Stoff dieses Romans, in einfachen, eindrücklichen und fast poetischen Worten erzählt. So ist ein bewegender und doch nie sentimentaler Roman über die letzten 50 Jahre des Reichs der Mitte entstanden, der auch in der Verfilmung von Zhang Yimou ein breites Publikum fand.

Autor

Yu Hua ist in Hangzhou (Provinz Zhejiang) geboren und wuchs in einer kleinen Stadt in Zentralchina auf, »in der es nicht einmal Fahrräder gab«. Er absolvierte ein Studium der Medizin, es folgten erste Veröffentlichungen und der Umzug nach Peking. Heute lebt Yu Hua als freier Autor, er hat bisher drei Romane geschrieben.

Yu Hua bei btb

Der Mann, der sein Blut verkaufte. Roman (73176)

Yu Hua

Leben!

Roman

*Aus dem Chinesischen
von Ulrich Kautz*

btb

Die chinesische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel
»Huoze« in der Zeitschrift Shouhuo.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2008,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 1992 by Yu Hua, Peking
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1998 by J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Keren Su/Getty Images
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
KR · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73774-1

www.btb-verlag.de

Als ich noch zehn Jahre jünger war, hatte ich einen richtigen Faulenzerjob: Ich sollte übers Land fahren und bäuerliche Volksdichtung sammeln. Wie ein umherflatternder Sperling führte ich den ganzen von Grillengezirp und Sonnenlicht erfüllten Sommer lang ein lustiges Vagabundenleben zwischen Bauernhütten und Äckern. Ich mochte den bitteren Geschmack des Tees, den die Bauern tranken, und es machte mir gar nichts aus, mir aus dem Teekübel, der unter einem Baum am Feldrain stand, den braunverfärbten Becher und danach auch noch meine eigene Wasserflasche zu füllen. Dann wechselte ich vielleicht ein paar belanglose Worte mit den Männern auf dem Feld und ging, begleitet vom verstohlenen Kichern der Mädchen, meines Weges, ohne mich noch einmal umzudrehen. Mit einem alten Mann, der ein Melonenfeld bewachte, verplauderte ich einmal einen ganzen Nachmittag. Nie zuvor hatte ich so viele Melonen auf einmal gegessen, und als ich aufstand und mich verabschiedete, merkte ich plötzlich, daß mir das Gehen schwerfiel, als wäre ich eine schwangere Frau. Ein andermal saß ich mit einer Bäuerin, die meine Großmutter hätte sein können, auf der Schwelle ihres Hauses und ließ mir von ihr, die unentwegt weiter ihren Strohschuh flocht, ein Lied über die sich von Monat zu Monat wandelnden Gefühle einer Schwangeren vorsingen. Am schönsten fand ich es immer, wenn ich gegen Abend irgendwo ankam, mich dann vor die Hütte setzte, den Bauern zuschaute, wie sie das Wasser, das sie aus dem Brunnen gezogen hatten, auf die Erde spritzten, um den Staub zu binden, während die Strahlen der Abendsonne die Baumwipfel vergoldeten und ich mir mit dem wie selbstverständlich gereichten Fächer Kühlung zuwedelte, das wie pures Salz schmeckende eingelegte Gemüse

kostete, ein paar junge Mädchen beobachtete und mich mit den Männern unterhielt.

Auf dem Kopf trug ich einen breitkrepfigen Strohhut, die Füße steckten in Pantoffeln, und ein am Gürtel befestigtes Handtuch klatschte mir wie ein Schwanz gegen das Hinterteil. Den ganzen Tag trottete ich, mit weit aufgerissenem Mund gähnend, ohne Hast die schmalen Pfade zwischen den Feldern entlang, wobei ich mit meinen schlappenden Pantoffeln den Staub aufwirbelte, als wären sie die Räder eines vorüberrollenden Wagens.

So viele Orte besuchte ich, daß ich manchmal nicht mehr sagen konnte, ob ich schon einmal dort gewesen war oder nicht. Es kam oft vor, daß ich bei der Ankunft in einem Dorf die Kinder rufen hörte: „Der Gähner ist wieder da!“ Dann wußten die Leute, der Mann, der pikante Geschichten erzählen und traurige Lieder singen kann, war wiedergekommen. In Wirklichkeit hatte ich natürlich alle diese pikanten Geschichten und all diese traurigen Lieder erst von ihnen gelernt. Ich wußte, wofür sie sich am meisten interessierten, und eben dafür interessierte auch ich mich.

Einmal stieß ich auf einen alten Mann, der mit blutender Nase und einem blauen Auge am Feldrain hockte und so kummervoll schluchzte, daß es ihn richtig schüttelte. Als er mich kommen sah, blickte er auf und plärrte noch lauter als zuvor. Ich fragte, wer ihn so zugerichtet habe. Dreckbatzen von seinen Hosenbeinen klaubend, erzählte er mir zornbebend, sein eigener Sohn habe sich an ihm vergriffen. Ich fragte weiter, warum er ihn denn verprügelt habe. Da fing er an, ausweichend herumzustottern, so daß ich gleich wußte, er hatte bestimmt mit seiner Schwiegertochter angebändelt.

Ein andermal war ich nach Einbruch der Dunkelheit

noch unterwegs. Plötzlich erblickte ich im Licht meiner Taschenlampe an einem Teich zwei unbekleidete Körper, die aufeinander lagen. Als ich sie anleuchtete, blieben sie absolut bewegungslos, nur eine Hand kratzte fast unmerklich einen Oberschenkel. Schnell knipste ich die Lampe aus und machte, daß ich weiterkam.

Eines mittags, es war während der Hauptsaison im Feldbau, trat ich auf der Suche nach einem Schluck Wasser durch das weit geöffnete Tor eines Hauses, wo sich mir ein Mann in kurzen Hosen mit allen Zeichen der Erregung in den Weg stellte. Er führte mich zum Brunnen, zog zuvorkommend selbst einen Eimer Wasser für mich herauf, schlüpfte dann aber wie eine Ratte sogleich wieder in sein Haus.

Solche Begegnungen waren für mich etwas Alltägliches, ich erlebte sie fast so häufig wie ich die Lieder hörte, die ich ja sammeln sollte. Beim Anblick des überall mit saftigem Grün bedeckten Erdbodens wurde mir noch klarer, warum die Feldfrüchte so üppig gediehen.

In jenem Sommer hätte ich mich außerdem beinahe verliebt, denn ich begegnete einem Mädchen, das Herz und Auge erfreute. Ihr sonnverbranntes Gesicht steht mir heute noch wie ein leuchtendes Bild vor Augen. Als ich sie erblickte, saß sie mit hochgekremelten Hosenbeinen am grasigen Ufer eines Flusses und hütete, mit einer Bambusrute herumfuchtelnd, eine Herde feister Enten. Sie mochte sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein. An jenem heißen Nachmittag, den wir miteinander verbrachten, war sie sehr schüchtern. Jedesmal, wenn sie lächelte, senkte sie den Kopf ganz tief, und ich beobachtete, daß sie verstohlen die Hosen herunterkrempelte und versuchte, ihre nackten Füße irgendwie zwischen den Grasbüscheln zu verstecken. Ich schwatzte das Blaue

vom Himmel herunter, und als ich herumschwadronierte, wie ich sie mit mir nehmen und was sie alles erleben würde, war sie zwischen Furcht und Freude hin und her gerissen. Ich selbst war in jenem Moment Feuer und Flamme und versicherte ihr, daß ich es ernst meinte. Ich war einfach rundherum glücklich, mit ihr zusammenzu sein, und machte mir überhaupt keine Gedanken, wie es weitergehen würde. Später jedoch, als ihre drei Brüder – stark wie junge Ochsen – auf der Bildfläche erschienen, erschrak ich und hielt es für geraten, mich ganz schnell aus dem Staube zu machen, sonst hätte ich am Ende nicht umhin gekonnt, das Mädchen zu heiraten.

Jenem Alten mit dem schönen Namen Fugui – das bedeutet „der Glückliche und Edle“ – begegnete ich an einem frühen Nachmittag im zeitigen Sommer. Ich strebte in den Schatten eines üppig belaubten Baumes am Rande eines abgeernteten Baumwollfeldes. Einige Frauen mit Kopftüchern rissen die Baumwollstrünke heraus und schüttelten sie – und dabei die eigenen Hinterteile –, damit die Erdklumpen sich von den Wurzelfasern lösten. Ich nahm meinen Strohhut ab, griff hinter mich nach dem Handtuch und wischte mir den Schweiß vom Gesicht. Dann ließ ich mich unweit eines im Sonnenlicht golden schimmernden Weihers nieder, den Rücken an den Baumstamm gelehnt, und fühlte, wie ich immer schläfriger wurde. Da streckte ich mich im Gras aus, stopfte den Rucksack als Kopfkissen ins Genick, bedeckte das Gesicht mit dem Hut und schloß die Augen.

Jener im Vergleich zu jetzt zehn Jahre jüngere Mensch – also ich – verschlief auf seinem Lager aus Blättern und Gras zwei volle Stunden. Ein paar Ameisen, die mir im Schlaf über die Beine krabbelten, wurden von meinen Fingern trotz meines festen Schlummers zielsicher weg-

geschnipst. Später war mir, als sei ich am Ufer eines Gewässers angekommen und ein alter Mann, der ein Bambusfloß stakte, rief mir aus der Ferne mit dröhnender Stimme etwas zu. Ich riß mich gewaltsam aus meinem Traum: Tatsächlich, da sprach jemand, ich konnte es deutlich hören. Als ich mich aufsetzte, erblickte ich auf einem nahegelegenen Feld einen alten Mann, der einem ebenfalls alten Ochsen gut zuredete.

Der Ochse war vielleicht schon todmüde vom Pflügen, jedenfalls stand er mit gesenktem Kopf da und rührte sich nicht von der Stelle. Dem alten Mann, der mit nacktem Oberkörper hinter dem Pflug ging, war anscheinend die Passivität seines Zugtiers gar nicht recht. Ich hörte, wie er ihm laut und deutlich Vorhaltungen machte: „Der Ochse zieht den Pflug, der Hund bewacht das Haus, der Mönch erbittet milde Gaben, der Hahn begrüßt den Tag, die Frau, die webt das Tuch – so gehört es sich seit altersher. Hat man je einen Ochsen gesehen, der nicht den Pflug ziehen will? Also los, beweg dich!“

Bei den lautstarken Vorwürfen seines Herrn hob der erschöpfte alte Ochse gleichsam schuldbewußt den Kopf und setzte sich in Bewegung.

Ich sah, der Rücken des Alten war ebenso dunkelbraun wie der des Ochsen, und indem die beiden gebrechlichen Kreaturen die spröde Scholle brachen, ließen die Furchen den Acker wellig aussehen wie einen See. Später hörte ich den Mann mit heiserer, aber anrührender Stimme ein Volkslied aus alter Zeit singen, zuerst eine lange, lange Einleitung, dann die folgenden Verse:

*Des Kaisers Tochter sollt' ich haben,
doch war der Weg mir viel zu weit ...*

Wegen des weiten Weges verzichtete also einer darauf, des Kaisers Eidam zu werden! Die Genugtuung, mit der der Bauer diese Verse sang, reizte mich zum Lachen. Vielleicht war der Ochse langsamer geworden, jedenfalls fing der Alte jetzt wieder an zu schimpfen:

„Erxi, Youqing darf sich doch nicht drücken! Jiazhen, Fengxia legt sich vielleicht ins Zeug! Kugen zieht auch ganz ordentlich.“

Wie denn – ein alter Ochse und so viele Namen? Neugierig ging ich näher und fragte: „Wieviele Namen hat denn dein Ochse?“

Der Alte blieb stehen und musterte mich, auf den Pflugsterz gestützt, von oben bis unten.

„Du kommst aus der Stadt, nicht?“ fragte er.

„Ja.“

Der Alte nickte befriedigt: „Hab ich sofort gesehen.“

„Wieviele Namen hat der Ochse?“ wiederholte ich.

„Er heißt Fugui, hat nur den einen Namen.“

„Aber du hast ihn doch eben mit verschiedenen Namen angeredet.“

„Ach so!“ Der Alte lachte belustigt auf. Dann winkte er mich verschwörerisch näher heran und war im Begriff zu reden, als er sah, daß der Ochse den Kopf hob. Er schalt: „Hier wird nicht gelauscht! Runter mit dem Kopf!“

Und wirklich, der Ochse senkte gehorsam das Haupt, während der Alte mir zuflüsterte: „Er soll nicht mitkriegen, daß er hier als einziger schuftet, deswegen nenne ich noch ein paar andere Namen, damit er denkt, es sind viele am Pflügen. Das tröstet ihn und spornt ihn an.“

Da stand der Alte im Sonnenlicht und strahlte mich vergnügt an. Beim Lachen erinnerten die vom Staub ausgefüllten Runzeln in seinem schwärzlichen Gesicht an die schmalen Wege zwischen den Feldern.

Später an diesem sonnigen Nachmittag setzte er sich zu mir unter jenen üppig belaubten Baum und erzählte von sich.



Vor vierzig Jahren spazierte mein Vater öfters hier entlang, in einem langen schwarzen Seidengewand, die Hände stets hinter dem Rücken verschränkt. Wenn er das Haus verließ, pflegte er zu meiner Mutter zu sagen: „Ich will mir auf meinem Land ein wenig die Beine vertreten.“

Kam er dann zu seinen Äckern, begrüßten ihn die Pachtbauern, die dort mit ihren Hacken zugange waren, ehrerbietig als den „Alten Gebieter“. In der Stadt wiederum wurde mein Vater als „Herr“ angedredet.

Jedoch so angesehen er war – beim Scheißen benahm er sich wie ein ganz armer Schlucker. Den Eimer am Bett mochte er nicht benutzen; er ging zum Scheißen lieber ins Freie, wie das Vieh. Jeden Tag verließ mein Vater gegen Abend unter lautem Rülpsen – das hörte sich an wie das Quaken von Fröschen – das Haus und begab sich bedächtigen Schrittes zu dem großen irdenen Jauchekübel am Dorfeingang. Weil ihm der Rand zu schmutzig war, um sich daraufzusetzen, stieg er hinauf und verrichtete sein Geschäft hockend. Er war damals schon alt, und auch seine Scheiße war alt und kam schwer raus. Unsere ganze Familie konnte mit anhören, wie der Vater am Dorfeingang ächzte und stöhnte. So hatte er es aber schon seit Jahrzehnten gemacht. Noch mit über sechzig kletterte er auf den Kübelrand und hockte dort stundenlang – seine Füße waren kräftig wie die Krallen eines Vogels! Er liebte es zuzuschauen, wie die Dämmerung langsam her-

aufzog und seine Felder einhüllte. Als meine Tochter Fengxia – unser „Phönix im Morgenrot“, so hatten wir sie genannt – drei oder vier Jahre alt war, lief sie oft zum Dorfeingang, um dem Opa beim Scheißen zuzuschauen. Alt wie er war, zitterten ihm in der anstrengenden Hockstellung die Beine doch ein wenig. Dann fragte ihn Fengxia: „Opa, warum wackelst du?“

„Weil der Wind so pustet“, war die Antwort.

Zu jener Zeit hatte der Niedergang unserer Familie noch nicht begonnen. Wir besaßen sieben Hektar Land – alle Felder von hier bis zu dem Fabrikschornstein dort hinten, alles gehörte uns! Mein Vater und ich wurden überall nur der „reiche Alte Gebieter“ und der „reiche Junge Gebieter“ genannt, und wenn wir in unseren Nagelschuhen auf der Straße liefen, klang es wie das Klackern von Kupfermünzen. Meine Frau Jiazhen – „Familienkleinod“, ein schöner Name! – kam aus der Stadt. Ihr Vater war Besitzer der Reishandlung, sie stammte also ebenfalls aus einer reichen Familie. Wer Geld hatte, heiratete wieder jemanden mit Geld, so wurde der Reichtum angehäuft ... Das Klappern von Münzen, die auf einen Haufen geschüttet werden, das habe ich seit vierzig Jahren nicht mehr gehört.

Der Ruin unserer Familie Xu begann mit mir, dem „Bastard“, wie mein Vater sagte. Ein paar Jahre lang besuchte ich eine Privatschule. Dort machte es mir am meisten Spaß, wenn mich der Schulmeister in seinem langen Kaftan einen Abschnitt aus einem Buch vorlesen ließ. Dann stand ich auf, ein fadengeheftetes Buch – sagen wir die „Tausend-Schriftzeichen-Fibel“ – in der Hand, und ermahnte den Lehrer: „Hör gut zu, der Papa liest dir jetzt was vor.“

Der Schulmeister, ein Mann von über sechzig, sagte zu

meinem Vater: „Der Junge Gebieter wird bestimmt einmal ein richtiger Tunichtgut, wenn er groß ist.“

Ich war von klein auf unverbesserlich, so drückte sich mein Vater aus. Der Schulmeister verglich mich mit morschem Holz, das sich nicht schnitzen läßt. Heute weiß ich, sie hatten beide recht, aber damals sah ich das nicht so. Ich dachte, ich habe Geld, ich bin der einzige Sproß des Hauses Xu, ohne mich erlischt unser Geschlecht – also was soll's!

Zur Schule bin ich übrigens niemals zu Fuß gegangen, einer unserer Knechte mußte mich huckepack dorthin bringen. Wenn die Schule aus war, kniete er schon unterwürfig da und wartete auf seinen Reiter. War ich aufgesessen, klatschte ich gegen seinen Schädel und befahl: „Lauf, Changgen!“ Dann lief der Knecht Changgen los, ich auf seinen Schultern, hin und her schwankend wie ein Spatz auf dem Baumwipfel. Ich rief „Flieg!“, und Changgen flog in langen Sätzen.

Als ich erwachsen war, trieb ich mich gern in der Stadt herum. Oft kehrte ich ein oder zwei Wochen nicht nach Hause zurück. Ich war ganz in weiße Seide gekleidet, und mein Haar war auf Hochglanz pomadisiert und gebürstet. Im Spiegel blickte ich wohlgefällig auf die lackschwarze Pracht und fand, ich sah wirklich nach Geld aus.

Ich ging gern ins Bordell. Das nächtelange Gekicher und Gegacker der liederlichen Frauen dort empfand ich als angenehmen Kitzel. Wer zu Huren geht, der fängt irgendwann auch mit dem Glücksspiel an, beides gehört zusammen wie Arm und Schulter. Am Ende machte mir das Spielen mehr Spaß als das Herummachen mit den Huren, das diente mir nur zur Entspannung, so als ob du pinkeln gehst, wenn du viel getrunken hast. Spielen war

ganz anders, es war Freude und Spannung, und besonders diese Spannung, die verschaffte mir ein unbeschreibliches Hochgefühl.

Zu jener Zeit ging es mir wie dem Tempelbonzen im Sprichwort, der Tag für Tag nichts anderes tut als die Glocke zu schlagen – ein ewiges Einerlei! So verträdelte ich meine Tage. Wenn ich morgens aufwachte, war meine einzige Sorge: Wie bringe ich diesen Tag herum?

Mein Vater seufzte oftmals und warf mir vor, ich würde unseren Ahnen keine Ehre machen. Ich dachte bei mir, wieso soll ausgerechnet ich den Ahnen Ehre machen? Warum sollte ich meine besten Jahre mit so was Ödem vergeuden wie den Ahnen Ehre zu machen? Außerdem hatte es mein Vater als junger Mann ebenso gehalten wie ich, denn von seinem Vater hatte er vierzehn Hektar Land geerbt, und die waren unter seinen Händen im Nu auf die Hälfte geschrumpft. Ich antwortete also meinem Vater: „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen – da wird eben mein Sohn unseren Ahnen Ehre machen!“ Man soll schließlich immer etwas Gutes für die nächste Generation übriglassen. Meine Mutter, die diese Worte gehört hatte, kicherte. Heimlich sagte sie mir: „Als dein Papa jung war, hat er zu meinem Großvater genau dasselbe gesagt.“ Eben! dachte ich bei mir. Was mein Vater selbst nicht geschafft hat, das soll nun ich erreichen. Aber nicht mit mir!

Damals war meine Tochter Fengxia gerade vier Jahre alt und mein Sohn Youqing noch nicht geboren. Meine Frau war im sechsten Monat schwanger und natürlich ein bißchen unansehnlich. Es sah aus, als steckte ein Dampfbrötchen in ihrer Hose, wenn sie breitbeinig watschelnd daherkam, die Füße seitlich nach außen gestellt. Ich ließ sie meine Abneigung spüren: „Mensch,

du gehst ja auf wie ein Ballon, kaum daß ein kleiner Wind bläst!“

Jiazhen widersprach mir niemals. Über meine rohen Worte war sie bestimmt unglücklich, doch sie sagte nur leise: „Bloß, daß es nicht der Wind war.“

Seitdem ich mit dem Glücksspiel begonnen hatte, entwickelte ich tatsächlich den Ehrgeiz, meinen Vorfahren Ehre zu machen: Ich wollte die von meinem Vater verjubilten sieben Hektar wiedergewinnen. Wenn der mich fragte, was ich in der Stadt eigentlich treibe, antwortete ich ihm: „Ich treibe überhaupt nichts, ich mache Geschäfte!“

„Was für Geschäfte?“

Sowie er hörte, ich spiele, wurde er wütend. Als junger Mann hatte er selbst seinem Vater genauso geantwortet. Er zog einen Stoffschuh aus und begann, auf mich einzuschlagen. Ich versuchte, den Schlägen auszuweichen – irgendwann würde er ja auch wieder aufhören. Aber mein Vater, dessen Kraft sonst kaum zum Husten reichte, schlug immer heftiger zu. Da packte ich seine Hand – ich war schließlich keine Fliege, die man mit der Patsche bearbeiten kann! – und sagte: „Papa, jetzt reicht’s, verdammt noch mal! Ich lasse mir ja eine Menge von dir gefallen, weil du mein Vater bist. Aber was zu viel ist, ist zu viel, verdammt noch mal!“

Weil ich das rechte Handgelenk meines Vaters umklammert hatte, zog er sich mit der Linken den rechten Schuh aus und wollte damit weiter auf mich eindreschen. Also packte ich auch noch diese Hand, da war er bewegungsunfähig. Er zitterte vor Wut, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er einen Laut hervorbrachte: „Du Bastard!“

Ich sagte: „Verpiß dich!“ und gab ihm mit beiden Hän-

den einen Schubs, so daß er in einer Ecke zusammensackte.

In meiner Jugend war mir keine Ausschweifung fremd – fressen, saufen, huren, spielen, alles habe ich gemacht. Das Bordell, wo ich häufig hinging, hieß einfach nur das „blaue Haus“. Dort gab es eine fette Hure, die ich sehr attraktiv fand. Wenn sie lief, wackelten ihre riesigen Arschbacken hin und her wie zwei Lampions vor der Haustür, und wenn ich im Bett auf ihr lag und sie sich in Bewegung setzte, war es, als ob ich auf einem Flußschiff wäre und vom Wasser sanft geschaukelt würde. Oftmals ließ ich mich von ihr huckepack durch die Straßen tragen. Da kam ich mir vor wie ein Reiter hoch zu Roß.

In der zur Straße hin offenen Reishandlung stand mein Schwiegervater, Herr Chen, in seinem langen Kaftan aus schwarzer Seide hinter dem Ladentisch. Jedesmal, wenn wir dort vorüberkamen, riß ich meine Hure am Haar, damit sie stehenblieb, und zog den Hut vor meinem Schwiegervater: „Wie geht es dir? Alles in Ordnung?“

Herrn Chens Gesicht verfärbte sich grünlich wie ein Tausendjähriges Ei, während ich grinsend weiterritt. Später warf mein Vater mir vor, mein Schwiegervater sei mehrmals meinerwegen vor Wut krank geworden. Ich entgegnete ihm: „Hör auf zu schimpfen. Du als mein Vater hast dich nicht krank geärgert über mich – wie kommt dann der dazu, mir die Schuld in die Schuhe zu schieben, wenn er krank wird?“

Mein Schwiegervater hatte Angst vor mir, das wußte ich. Sah er mich von seinem Laden aus auf meiner Hure angeritten kommen, verschwand er blitzschnell im Hinterzimmer, wie eine Maus im Loch. Er wollte mich nicht sehen, denn wenn der Schwiegersohn am Laden vorbeikam, hätte er dessen Gruß immerhin erwidern müssen.

Also wünschte ich meinem flüchtigen Schwiegerpapa stets mit überlauter Stimme einen guten Tag.

Am meisten Spaß hatte ich an dem Tag, als nach der Kapitulation der Japaner 1945 die Guomindang-Truppen zurückkommen und das verlorene Terrain wieder in Besitz nehmen wollten. Da war vielleicht etwas los in der Stadt! Die Straßen waren dichtgesäumt von Menschen, die bunte Fähnchen schwenkten, und auch die Geschäfte waren mit der Guomindang-Fahne beflaggt. Mein Schwiegervater hatte seinen Laden außerdem noch mit einem Tschiang-Kaischek-Porträt, groß wie zwei Türblätter, geschmückt. Die drei Verkäufer standen genau unter Tschiangs rechter Jackentasche aufgereiht.

Ich hatte im blauen Haus die ganze Nacht durch gespielt und hatte einen schweren Kopf, als trüge ich einen Sack Reis auf dem Buckel. Mir fiel ein, daß ich zwei Wochen nicht mehr zu Hause gewesen war und meine Kleidung schon sauer stank, also holte ich jene dicke Hure aus dem Bett und ließ sie mich in mein Dorf tragen. Eine Sänfte mußte uns folgen; darin sollte sie ins blaue Haus zurückgebracht werden, nachdem sie mich daheim abgeliefert hatte.

Die Hure trabte murrend mit mir in Richtung Stadttor. „Der Donnergott verdrischt den Bohnenkäse, um zu zeigen, daß er der Stärkere ist“, knurrte sie. „Aber daß er jetzt schon die Leute aus dem Bett holt! Gerade wenn man endlich eingeschlafen ist. Du hast einfach kein Herz!“ Ich ließ einen Silberyuan in den Ausschnitt ihrer Bluse gleiten, da hielt sie den Mund. Als wir uns dem Tor näherten und ich das dichte Menschenspalier sah, er wachten meine Lebensgeister.

Mein Schwiegervater war Vorsitzender der städtischen Handelskammer. Schon von weitem sah ich ihn mitten

auf der Straße stehen. Er rief: „Stellt euch ordentlich auf! Sobald ihr die Soldaten seht, klatscht ihr! Und schreit Hurra!“

Jemand sah mich auf meiner Hure und rief lachend: „Sie kommen! Sie kommen!“

Mein Schwiegervater glaubte, es wären die Guomindang-Truppen, und eilte an den Straßenrand. Ich preßte der Hure meine Schenkel in die Seiten, als ob ich einem Pferd die Sporen gebe, und trieb sie an: „Hü, Pferdchen, hü!“

Begleitet von dem Gejohle der Spalierstehenden setzte sie sich keuchend in Trab, wobei sie vor sich hin schimpfte: „Nachts liegst du auf mir, tags reitest du auf mir – du hast kein Herz! Du wirst noch mein Tod sein!“

Mit breitem Grinsen nickte ich den johlenden Menschen grüßend zu. Als wir in die Nähe meines Schwiegervaters kamen, riß ich meine Hure am Haar: „Brr!“

Erstaunt blieb sie stehen. Ich sagte mit lauter Stimme: „Verehrter Herr Schwiegerpapa! Ihr Schwiegersohn entbietet Ihnen einen guten Morgen!“

Diesmal erreichte ich wirklich, daß mein Schwiegervater gründlich das Gesicht verlor. Mit zitternden Lippen stand er da, und es dauerte eine Weile, ehe er mit heiserer Stimme hervorstieß: „Mach, daß du fortkommst! Schnell!“

Seine Stimme klang, als ob jemand anders zu mir sprach.

Meine Frau Jiazhen wußte natürlich, was ich in der Stadt machte. Sie war eine gute Frau. Daß ich in diesem Dasein eine so tugendhafte Gattin fand, dafür muß ich wohl ein früheres Leben lang als Hund gebellt haben. Immer hat sie gute Miene zum bösen Spiel gemacht, und wenn ich irgendwelchen Unfug trieb, ließ sie sich ihren

Kummer nicht anmerken. Nie hat sie mir Vorwürfe gemacht, genausowenig wie meine Mutter.

Ich trieb es in der Stadt wirklich allzu bunt. Das nahm sich Jiazhen natürlich doch zu Herzen, sie konnte sich damit nicht einfach so abfinden. Als ich eines Tages nach Hause kam, servierte sie mir, kaum daß ich saß, mit freundlichem Lächeln ein aus vier verschiedenen Gängen bestehendes Mahl, zu dem sie mir auch noch Schnaps einschenkte. Sie selbst setzte sich neben mich, um mir bei meiner Mahlzeit Gesellschaft zu leisten. Ich wunderte mich über ihr Lächeln und konnte mir nicht erklären, was sie Erfreuliches erlebt haben könnte. Sosehr ich mir den Kopf zerbrach, mir fiel nicht ein, was für ein besonderer Tag dies sein mochte. Schließlich fragte ich sie, aber sie sagte nichts, sondern sah mich nur weiter lächelnd an.

Alle vier Speisen waren Gemüsegerichte. Jiazhen hatte sie auf unterschiedliche Weise zubereitet, unter dem Gemüse kam jedoch jedesmal ein etwa gleich großes Stück Schweinefleisch zum Vorschein. Zuerst beachtete ich das nicht weiter, aber als ich auf dem Grund der letzten Schüssel wieder ein Stück Fleisch entdeckte, stutzte ich doch. Dann kam mir die Erleuchtung, und ich begann zu lachen: Jiazhen wollte mir zu verstehen geben, daß Frauen äußerlich verschieden aussehen, innerlich aber alle gleich sind. Ich sagte zu ihr: „Diese Lebensweisheit ist mir nicht neu!“

Daß es so war, das wußte ich zwar auch, aber wenn ich die Frauen erblickte, die alle so verschieden aussahen, dann meinte ich doch, jede ist anders. Da konnte man nichts machen.

So war Jiazhen: War sie mit mir unzufrieden, ließ sie es sich nach außen nicht anmerken, sondern gab es mir lediglich durch die Blume zu verstehen, wies mich sozu-

sagen indirekt zurecht. Bei mir aber nützten weder Zuckerbrot noch Peitsche, weder Jiazhens symbolische Speisen noch die Stoffschuhe meines Vaters – ich lief nach wie vor in die Stadt und zu den Huren. Meine Mutter war es, die wußte, wie uns Männern zumute ist. Sie sagte zu Jiazhen: „Alle Männer sind Naschkatzen!“

Damit nahm sie nicht nur mich in Schutz, sondern spielte zugleich auch auf die bewegte Vergangenheit meines Vaters an. Der saß in seinem Stuhl und fing bei ihren Worten an zu grinsen, denn in seiner Jugend hatte auch er über die Stränge geschlagen. Zur Vernunft gekommen war er erst, als er alt und unbeweglich wurde.

Spielen tat ich ebenfalls im blauen Haus, meistens Mah-jongg, Domino oder Würfel, und immer verlor ich. Je mehr ich verlor, desto verbissener bemühte ich mich, die sieben Hektar Land zurückzugewinnen, die mein Vater als junger Mann verspielt hatte. Meine Spielverluste bezahlte ich zuerst in bar, und als mir das Geld ausging, stahl ich Schmuck von meiner Mutter und Jiazhen und sogar den Halsreif meiner Tochter Fengxia. Schließlich ließ ich meine Verluste nur noch anschreiben; die Gläubiger hatten nichts dagegen, denn sie kannten meine Vermögensverhältnisse. Von da an verlor ich den Überblick über meine Schulden, und kein Gläubiger warnte mich jemals. Ingeheim hatten sie es die ganze Zeit auf die sieben Hektar Land abgesehen, die unsere Familie noch besaß. Ich erfuhr erst nach der Befreiung 1949, daß alle, die beim Glücksspiel gewannen, mit irgendwelchen faulen Tricks arbeiteten. Kein Wunder, daß ich immer verlor! Sie hatten eine Fallgrube gegraben, in die ich hineinstolpern sollte.

Zu den Besuchern des blauen Hauses gehörte damals ein Herr Shen. Er war fast sechzig Jahre alt und hatte ste-

chende helle Augen wie eine Katze. Gekleidet war er in einen langen blauen Baumwollkaftan, und er hielt sich stets kerzengerade. Gewöhnlich saß er in einer Ecke, die Augen geschlossen, als ob er schlief. Erst wenn sich auf dem Spieltisch ein größerer Einsatz angesammelt hatte, setzte sich Herr Shen hüstelnd in Bewegung, wählte einen Beobachtungsplatz und sah ein Weilchen zu, bis jemand aufstand und ihm seinen Stuhl überließ: „Bitte schön, Herr Shen, setzen Sie sich doch!“ Herr Shen raffte dann sein Gewand und nahm Platz, wobei er zu den drei anderen Spielern sagte: „Bitte.“

Im blauen Haus hatte noch nie jemand Herrn Shen verlieren sehen. Wenn er mit seinen blaugeäderten Händen die Spielkarten mischte, rauschte es nur so, so geschickt blätterte er die Karten auf und schob sie wieder zusammen. Mir taten vom bloßen Zusehen die Augen weh.

Einmal, als Herr Shen betrunken war, sagte er zu mir: „Beim Spielen kommt es auf die Augen und auf die Hände an. Die Augen mußt du trainieren, daß sie zupacken wie Krallen, die Hände, daß sie glatt sind wie Schlammbeißer.“

In dem Jahr, als die Jappies kapitulierten, kam ein gewisser Long'er in die Stadt. Er sprach einen merkwürdigen Mischdialekt; allein wenn man ihn reden hörte, wußte man schon, der Bursche hatte es faustdick hinter den Ohren, hatte sich wer weiß wo herumgetrieben und vieles erlebt. Long'er trug keinen langen Kaftan, sondern einen weißen Seidenanzug. Begleitet wurde er von zwei weiteren Männern, die ihm jeder einen riesigen Korbkoffer hinterhertrugen.

Die Runde mit Herrn Shen und Long'er in jenem Jahr war wirklich aufregend. Als die vier – Herr Shen, Long'er und seine beiden Begleiter – sich zum Spiel niederließen,

war das Kasino im blauen Haus gedrängt voll. Hinter Long'er stand ein Kellner mit einem Tablett voll trockener Handtücher. Long'er griff sich von Zeit zu Zeit ein neues Tuch, um die Hände abzureiben – wohlgemerkt, kein feuchtes Tuch, sondern ein trockenes. Uns kam das seltsam vor. Er wischte sich die Hände ab wie jemand, der gerade mit Essen fertig ist. Zu Anfang verlor er ständig, was ihm anscheinend nichts ausmachte; seine beiden Begleiter dagegen wurden unruhig: Einer begann zu fluchen, der andere seufzte und klagte. Herr Shen gewann immerfort, aber das konnte man ihm überhaupt nicht ansehen, denn er runzelte die Brauen, als ob er gewaltige Verluste erleiden würde. Den Kopf hatte er gesenkt, doch seine Augen waren wie mit Nägeln an Long'ers Hände geheftet. Nun war er ja schon alt, und als er einen halben Abend lang gespielt hatte, begann ihm der Atem schwer zu gehen und seine Stirn war schweißnaß. Er sagte: „Letztes Spiel! Jetzt geht's um Sieg oder Niederlage!“

Long'er nahm das letzte Handtuch vom Tablett und wischte sich die Hände. „Ist mir recht“, sagte er.

Sie hatten alle Einsätze auf dem Tisch gelassen, fast die ganze Spielfläche war mit Geld bedeckt, nur in der Mitte war eine kleine Lücke. Jeder spielte fünf Karten aus; als vier aufgedeckt waren, verließ Long'ers beide Kumpane der Mut. „Aus!“ sagten sie und schoben die Karten fort. „Schon wieder verloren!“

Long'er entgegnete schnell: „Aber nein, ihr habt gewonnen!“

Mit diesen Worten spielte er die letzte Karte aus, das Pik-As. Als seine beiden Partner das sahen, grinnten sie zufrieden. Tatsächlich war Herrn Shens letzte Karte ebenfalls das Pik-As; er hatte drei Asse und zwei Könige

gehabt, einer von Long'ers Begleitern drei Damen und zwei Buben.

Nachdem Long'er mit seinem Pik-As vorgeprescht war, saß Herr Shen eine Weile wie erstarrt da. Dann schob er die Karten in seiner Hand zusammen und sagte: „Ich habe verloren.“

Alle beide hatten ein Pik-As in ihren Ärmeln versteckt. Da es in einem Spiel keine zwei Pik-Asse geben kann und Long'er ihm mit seinem zuvorgekommen war, mußte Herr Shen einsehen, daß ihm nichts übrigblieb als seine Niederlage zuzugeben. Es war das erste Mal, daß wir ihn verlieren sahen. Er schob seinen Stuhl zurück und erhob sich, verneigte sich vor Long'er und dessen beiden Begleitern, wandte sich um und verließ das Haus. An der Tür meinte er mit einem Lächeln: „Ja, ja, ich bin alt geworden.“

Danach hat niemand Herrn Shen je wiedergesehen. Es heißt, er ist im Morgengrauen jenes Tages in einer Sänfte abgereist.

Seit Herr Shen weg war, regierte Long'er als Meisterspieler. Er unterschied sich von Herrn Shen dadurch, daß er öfters verlor – allerdings nur bei kleinen Einsätzen, niemals bei großen –, während Herr Shen immer gewonnen hatte. Ich spielte im blauen Haus oft mit Long'er und seinen beiden Partnern, verlor und gewann abwechselnd, so daß ich stets das Gefühl hatte, nicht allzu schlecht dazustehen. Dabei waren meine Gewinne stets kleine Summen, meine Verluste aber gewaltig – bloß, daß ich mir dessen gar nicht bewußt war. Ich dachte sogar, bald machst du deinen Ahnen endlich Ehre!

An jenem Tag, als ich zum letzten Mal spielte, kam Jiazhen. Es war schon dunkel (das hat sie mir später erzählt, denn ich wußte überhaupt nicht, welche Tages-



Yu Hua

Leben!

Roman

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73774-1

btb

Erscheinungstermin: August 2008

Lehr- und Wanderjahre eines chinesischen Abenteurers

Der alte chinesische Bauer mit dem schönen Namen Fugui – das bedeutet „der Glückliche und Edle“ – blickt zurück auf sein bewegtes Leben: Geboren als Sohn eines Gutsbesitzers verspielt er Hof und Äcker, wird zum Tagelöhner und muss schließlich in den Kampf gegen die Rote Armee ziehen, deren Kriegsgefangener er wird. Wieder in Freiheit hält das Glück nicht lange an: Er verliert all seinen Besitz und seine Familie. Doch Fugui ist ein Überlebender, ein Kämpfer, der gelernt hat, die wenigen Momente des Glücks zu schätzen.